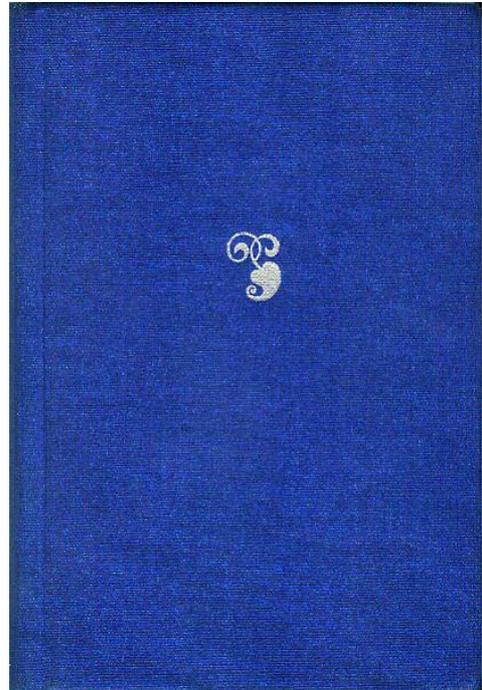


Ich bremse auch für
Maulwürfe, sogar wenn sie
blau sind

Mein Beitrag zur blogparade*
**Moleskine – Der Maulwurf in
der digitalen Welt**

*[*blogparade? Was'n'das? Für Uneingeweihte:
Blogparaden sind Einladungen eines – meist
privaten – Internetauftrittes an andere Betreiber
solcher Seiten, zu einem bestimmten Gedan-
ken oder Anlass einen eigenen Beitrag zu
erstellen und zu veröffentlichen. Die Ver-
knüpfungen zu den Beiträgen werden dann in
der Regel beim ursprünglichen Gastgeberblog
versammelt und können auf diesem Wege
gelesen werden wie eine Anthologie. Für mich
sind es: schöne Schreibübungen]*



Worum geht es hier? Inspiriert von der Beobachtung, dass das legendäre – manche sagen: pseudolegendäre – Notizbuch der Marke „Moleskine“ [abgeleitet von Moleskin = Maulwurfshaut, der Bezeichnung für einen bestimmten Baumwollstoff, den die Umhüllung dieser Notizbücher imitierte] sich in den letzten Jahren wieder steigender Beliebtheit und einer zuweilen kultischen Verehrung erfreut, fragt meine *schoener denken*-Kollegin Nicole nach, wie wir es denn im digitalen Zeitalter mit unseren Notizbüchern und Schreibkladden halten. Veralteter Retrokram? Unentbehrlicher Begleiter? Tja, sie will's wissen. Hier der vollständige Text der ursprünglichen Einladung:

<http://schoener-denken.de/blog/index.php/das-moleskine-notizbuch-der-maulwurf-in-der-digitalen-welt/>

I.

Die meisten meiner Maulwürfe sind echte Bastarde. Nicht nur, dass ihre Einbände ebenso wenig wie bei Hundekuchen, Katzenpfötchen und Eselsohren nicht aus den Tieren bestehen, die im Namen erwähnt werden – zum Glück –,

nein, es sind nicht einmal die Kunststoffimitationen der Baumwollnachempfindungen echten Maulwurfswollens, wie sie unter der Bezeichnung Moleskine derzeit überall verkauft werden, um Menschen aller Unsortierung die Gelegenheit zu geben, glauben zu dürfen, dass sie jetzt mehr oder weniger inspiriert auf Bruce Chatwins Notizpfaden wandeln würden (hoffentlich haben die Erfinder der Moleskine-Pseudolegende diese Fiktion wenigstens in ihren eigenen Heften und handschriftlich skizziert).

Dabei gehe ich eigentlich nie ohne. Ohne Aufschreibgelegenheit, meine ich. Als wohl klassischem Querfeldeinassoziierer ist mir das Notizbüchlein ein treuer Begleiter auf Reisen, bei Treffen mit Freunden und Bekannten, auf Spaziergängen und daheim neben dem Bett. Aber ein Moleskine muss es nicht sein. Nein, ich bin da notizbuchtechnisch offenbar eher promiskuitiv veranlagt, ich nehme, was gerade kommt. Ob das jetzt das klassische Chinakladdenbasismodell mit der ausleierfreudigen Bogenheftung ist, einfarbig schwarz mit roten Ecken und rotem Rücken, ob es sich statt dessen um das doppelt so dicke erweiterte Modell im gleichen Format handelt, dessen Geschenkpapieraußendesign (z.B. helltürkis mit schwarzen Blumenranken, brrr...) meist nicht speziell ausgesucht wurde, sondern einfach nur das am wenigsten grauenvolle vom jeweils besuchten Angebotstisch darstellt, ob es die edleren DIN A4-Blöcke mit Spiralbindung und gelbem 90g-Papier oder die ausschließlich nach Mantelinnentaschenverwahrungsggeeignetheit ausgesuchten Gratisbeigaben-Zwergkladden mit Werbeaufdruck sind: meine Notizbücher sind keine layoutedierte reinrassige Intellektuellenrequisite, sondern ein völlig unbedarft zusammengelebtes Durcheinander vieler, meist liniertes, rechteckiger Oberflächen.

Aktuell verwende ich ein sogar ganz hübsches, etwa postkartengroßes Blankobüchlein mit blauem Leineneinband, weil das nicht nur gut in meine Manteltasche passt, sondern es bislang auch überlebt hat, dass ich als von oberhalb der Seite mit abgeknickter Hand schreibender Linkshänder immer dieses dumme Problem mit den Innenhälften der rechten Seiten habe.

II.

Da ich mich also mit dergestalt als offiziell uncool erwiesenen Notizgelegenheiten öffentlich sehen lasse, darf ich doch wohl getrost annehmen, dass es nicht die reine Angabe ist, die mich überhaupt zum Kladdeninhaber, -herumträger, und -bekritzler werden lässt. Sogar daheim, wenn niemand Fremdes schaut, könnte man mich gelegentlich mit Notizkladde und Stift in der Hand sehen, wenn man denn schauen könnte, aber da das nicht der Fall ist, bringt es mir natürlich intellektuellenruftechnisch rein gar nix. Offenbar gibt es also an der Kladdenhandhabung noch etwas anderes, was bislang durch nichts Besseres ersetzt worden ist. Was könnte das sein?

Neben den offensichtlichen Argumenten – bei einer Kladde ist nie im entscheidenden Moment der Akku alle; man muss zuvor einige recht hohe Stapel Kladden beschrieben haben, bevor man davon sprechen kann, dass sich die Anschaffung eines Palms *rechnet* usf. – ist es, wie ich finde, vor allem *eine* Eigenschaft von Kladden, Notizheften & Sudelbreviers, die das Papier für mich jetzt und weiterhin unentbehrlich sein lässt in einer Welt der tastaturgehetzten, autokorrigierenden Officeanwendungen:

die pure, schlichte Sinnlichkeit des kreativen Herumsauendürfens.

Ich kenne aus über 20 Jahren Autorengruppen keine/n einzige/n Verfasser/in lesenswerten Textmaterials, die/der nicht erstmal ins Grobe schreibt, verbessert, ergänzt, streicht, umstellt, ersetzt, Synonyme vergleicht, querfeldeinnotiert, übt, ausprobiert, spielt oder noch ungeerdete Einfälle (Konklusionen ohne Thema, ungerahmte Sprachbilder, letzte Gedichtzeilen noch ohne Gedicht davor, Pointen ohne Hinweg und Ideen ohne Form) erst einmal aus sich heraus bringt und hinschreibt (ihnen quasi angeleiteten Kopffreigang gewährt), um sie dann von außen, durch das – oft erst spätere – Betrachten von oben auf dem Papier neu zu würdigen, zu drehen, zu wenden, zu prüfen oder vergessensgesichert erst einmal ruhen und reifen zu lassen. Es mag Leute geben, die solches am Rechner in Worddateien fertig bringen – ich kann das schlicht nicht.

mir durch das chaotische und betont unfertige Schriftbild immer vor Augen halten, dass noch jeder Freiraum, den ich in Anspruch nehmen möchte, zur Verfügung steht. Am Bildschirm geht mir das verloren, weil ich einerseits verschiedenste (und damit recht beliebige) Formatierungsmöglichkeiten habe, die aber alle sofort nach Umsetzung wie fertig aussehen. Eine Glosse vermag ich meinethalben so zu schreiben, aber ein Gedicht? Niemals.

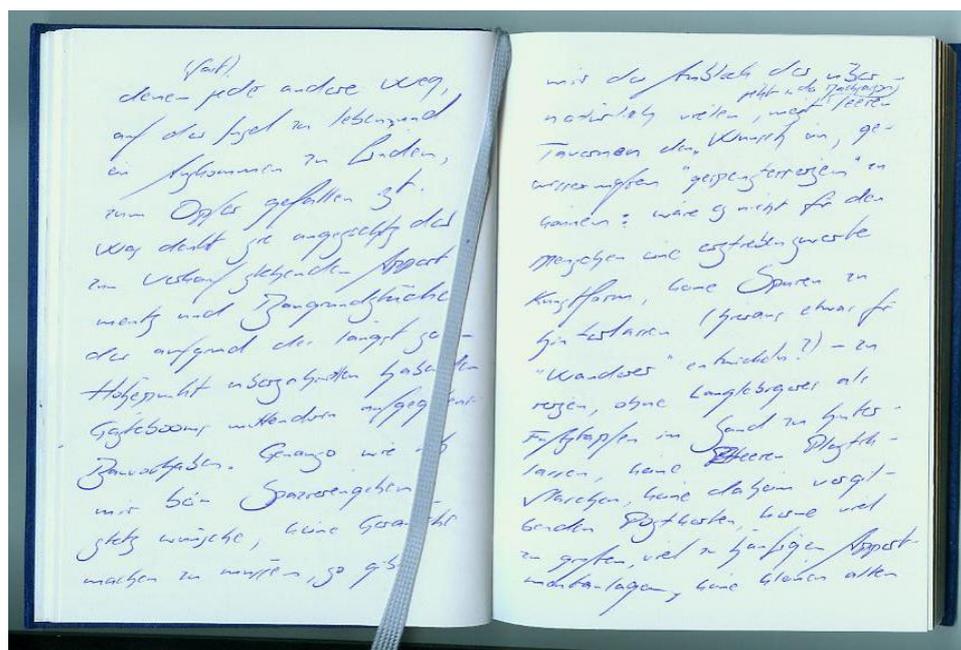
Auf dem Kladdenpapier kann ich das Gefühl haben, mir ein Gedicht allmählich zu erschließen, es kennen zu lernen, zu erspüren, gewissermaßen Detail für Detail aus dem Blattweiß herauszuschälen. Auf einem Bildschirm kann ich nur eines: konstruieren, schwarz auf weiß legen; dort gibt es nur den digitalen Unkompromiss des Entwedergeschrieben-oder-Nichtgeschriebenhabens. Die gesunde Unsicherheit, die mich beim Hinschreiben eines Reimes, der vielleicht sprachlich passt, aber dem Text nichts hinzufügt, diesen unwillkürlich blasser oder kleiner schreiben lässt, verspüre ich beim Tippen nicht, und selbst wenn: am Bildschirm sieht das zögerlich geschriebene Wort gleich genauso fertig aus wie das entschieden eingehämmerte.

Ich möchte daher fast behaupten, dass meine Kladdentexte zumeist weicher sind als meine Bildschirmtexte: nicht weniger spezifisch, jedoch oft eher mählich in die Endform hineingefühlt als bis zum Druckstapellauf geschmiedet, und damit gerade wegen ihrer größeren Weichheit ihrer Harmonie von Form und Inhalt sicherer: ein Gewand eher als eine Transportbox. Das ist eine Facette des Ankommens eines Textes in der Form, die zumindest mir beim Schreiben am Computer zuweilen gründlich fehlt.

III.

Hinzu kommt natürlich der sinnliche Vorgang des Hinschreibens selbst: was immer ich in die Tastatur gebe, es könnte genau so gut von jemand anderem dort eingegeben werden, distanziert sich in der Millisekunde der digitalen

Umsetzung des Tastendrucks in die Bildschirmletter von mir, wirkt (im ursprünglich haptischen Wortsinn) hinter dem Glas unantastbar und schon vage anonym. Ein handschriftlich notierter Textentwurf ist dagegen ein Text, der ausschließlich von mir stammen kann, auch hingeschrieben noch zu mir gehört, weil er nun einmal in meiner Handschrift dort in meiner Kladde steht. Das lässt mir den Text verwandt bleiben und zwangsnabelt ihn nicht ganz so rasch von mir ab. Denn: In die Kladde schreiben ist auch Meditation und Reflektion, Tippen ist erstmal bloße Ergebniserzeugung. Zugleich bedeutet das, dass ein in einer Kladde nicht fortgeführter Text mir weniger 'vergeudet' und statt dessen als Übung oder Dünger für anderes geeignet erscheint und willkommen ist, während ein halbfertiges Word-Dokument mit seinem druckbereiten Fragmentcharakter mir viel eher wie die kleine Dokumentation eines Scheiterns vorkommt: es ist ja schon weg von mir und wurde damit dem Verwertungskreislauf des Kreativen schon entnommen. Um ein solches Fragment wieder einzugliedern (vielleicht auch einfach, um mir sein Vorhandensein wieder latent bewusst zu machen, denn nur wenig ist gründlicher vergessen als eine alte Worddatei), muss ich es tatsächlich ausdrucken und bekritzelnbar in meiner Kladde mit mir herumtragen.



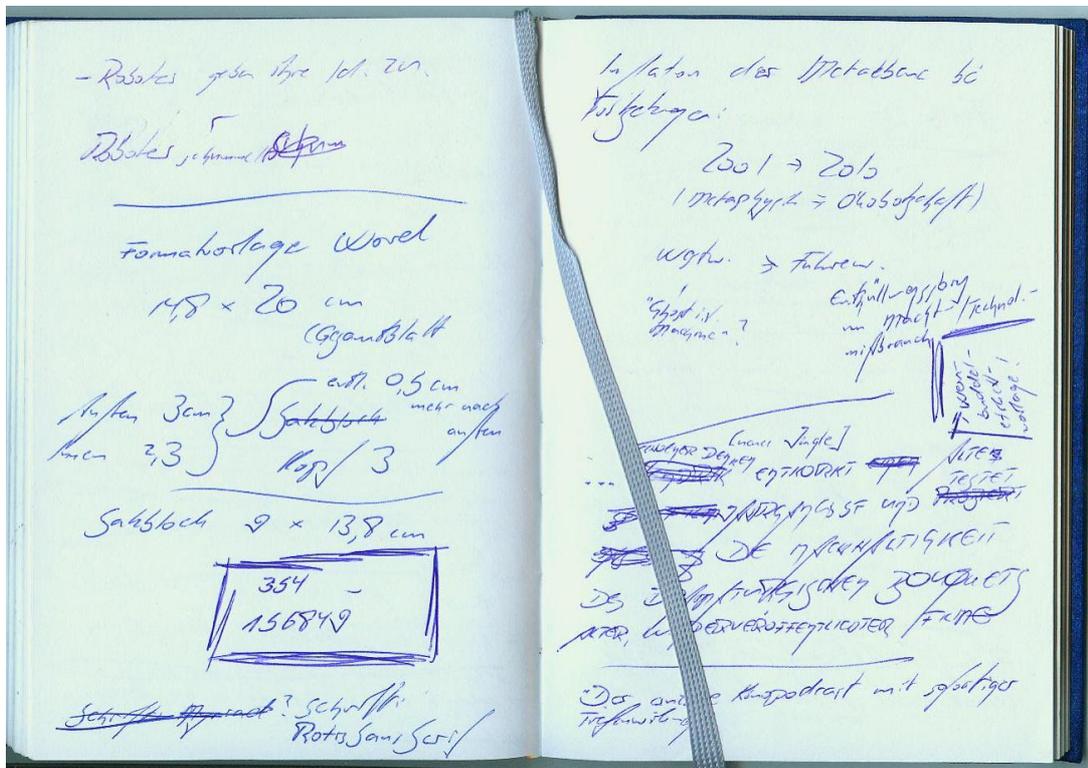
Auch ist das Schreiben von Hand unzweifelhaft ein weicherer, eleganterer Akt (selbst bei meiner Klaue) als das Sezieren eines gedachten Wortes in Buchstabenstanzbewegungen: ein Punkt ist am Rechner exakt so aufwendig wie ein w, und ein "JA!" hat einem "Ja?" keine von mir mitgegebene, am Durchdruck sichtbare Entschiedenheit mehr voraus.

Das Hinschreiben eines schönen Wortes mit einem gemochten Stift und in geschwungenen Buchstaben ist ein sinnliches Vergnügen, das auch die blaubeleuchtete, ergonomischste Funktastatur nicht ersetzen kann - und wer es nicht glaubt, greife sich JETZT seinen Lieblingsfüller und ein dickes, weiches Blatt Papier und kalligraphiere das Wort "Schmorpfännchen". So lecker wie mit wacher Erinnerung an das Beschriebene handnotiert sieht das Wort am Bildschirm garantiert niemals aus.

IV.

Eine reinrassige Moleskine-Geschichte (*"Wie mein Freund Le Clézio und ich im Café Americana in Port Louis mal unsere Moleskines verwechselten"*) kann ich also im Grunde gar nicht erzählen. Immerhin hat eine meiner frühen Bastardkladden es vor Jahren und Jahren zu möglicher kurzzeitiger klerikaler Anerkennung gebracht. Es war ein daumendickes rotes Bändchen mit weichem Kunstledereinband (wie ein etwas korpulenter Lehrerkalender), und eines Tages hatte ich es plötzlich verloren, und zwar offenbar in dem Bus, der mich von meinem Westerwälder Heimatdorf in die Stätte meines spätfreiwilligen Oberstufenwirkens und abends wieder heim transportierte. Nach vergeblichem Anruf in der Busfirmenzentrale gab ich das Bändchen als verschollen auf – und war nicht wenig erstaunt, als ein Bekannter von mir es ein halbes Jahr später mitten zwischen den Gesangsbüchern in der katholischen Kirche des Nachbarortes aufstöberte, die ich weder in diesem noch – ziemlich sicher – in einem der letzten Leben von innen gesehen habe.

Nie habe ich herausbekommen können, wie das Büchlein da hingekommen ist und ob nicht vielleicht versehentlich sonntagmorgens jemand Weisheiten aus dem Buch Schulthe psalmiert hat. Oder war es ein Wunder, um mich zum rechten Glauben zu bekehren? Falls ja, hat es nicht geklappt. Erst Jahre später bin ich im Zypernurlaub nach dem glücklichen Überleben der sieben hintereinander gelegenen Autobahnverkehrskreisel rund um Limassol im Linksverkehr während der Rush Hour mit mehreren Baustellen kurzzeitig mal für zehn Minuten erleichterungskatholisch geworden, aber das ist eine andere Geschichte in einem anderen Notizheft.



Eine meiner ersten Kladden ist fast den Verkehrstod gestorben, das muss gewesen sein, als ich dann den Führerschein hatte und kurz vor dem Abitur des öfteren im Auto meines Bruders unterwegs war. Ich hatte meine Tasche beim Losfahren auf dem Dach liegengelassen und wurde dann beim ersten Bremsmanöver prompt von meinem eigenen Gedankengut überflügelt, das sich dann einem Entgegenkommenden vor den Latz knallte (was mir, dergestalt

ausgedrückt, eigentlich zuweilen immer noch passiert). Stoßstange gegen (damals jugendlich-eruptive) Lyrik. Die Stoßstange gewann, die Lyrik überlebte, leicht angeschlagen, trotzdem.

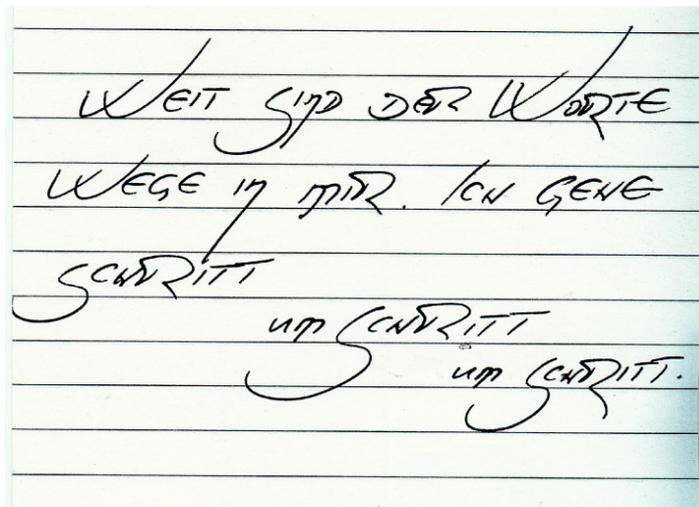
V.

Mein derzeitiges blaues Bastard-weil-nicht-Moleskine-Büchlein enthält, wie ich beim Durchblättern feststelle, u.a. Morgenseiten aus dem Urlaub (beim Frühstück angestellte Spekulationen über die Inselwahrnehmungsdifferenzen in den Köpfen der vorbeijoggenden Fitnessurlauber einerseits und in dem der freundlichen kleinen alten schwarzbekleideten korfiotischen Speisesaalbetreuerin andererseits), ein paar Haikus (mittelgeraten), Notizen und Ideen für Artikel (nicht / noch nicht reifgedacht), Thomas' Hinweise zur besseren Bildformatierung (anfallsweise sogar umgesetzt), Telefonnotizen zu einem Gespräch mit meiner Mutter, die gerade an ihrem vierten Buch feinschleift, eine Liste mit Assoziationen zu Lieblings-SF-Filmen, ein paar Wortspiele (mit mehrwöchigem Abstand: für doof befunden), eine im Arztwartezimmer aufgrund akuter Langeweile begonnene ad hoc-CD-Rezension (aufgrund akuter Gesundung jedoch bislang nicht fertiggestellt), ab und an eine schöne Formulierung (bislang nicht kontextbeheimatet), ein Gedichtskelett (schief), rasch hingekritzelte lustige Versprecher (angesichts eines umständlich rangierenden Jeeps: *<Muss der denn hier die ganze Sprache blockieren?!>*), Termine (ganz ohne "!!!" und doch nicht verpasst), Dies-noch-an-den-schicken!-Vermerke, im Duett entstandene Entwürfe für ein Briefkopfflogo für die Kurse meiner Liebsten, meinen Stromzählerstand und zuletzt einige hilfreiche ("Die Sinnlichkeit des Handschreibens!") und einige weniger hilfreiche ("Moleskinesiology? Moleskinheads??") rhetorische Positionslichter für diesen Beitrag.

Da kommt trotz vieler voller Seiten mutmaßlich verblüffend wenig Material für eine spätere historisch-kritische Werkausgabe zusammen, aber geschrieben,

gekrakelt und skizziert werden wollte das alles fast ausnahmslos doch, um beim Denken zu helfen, die Schreibmuskeln zu üben, als Futter, Ventil, Orakel, Spielplatz und Werkbank zu dienen und zuletzt in der Summe der untergegrabene Dünger rund um die exportreifen Is'-fertig!-Texte zu werden.

In einem anderen Büchlein habe ich vor Jahren mal notiert:



Mein Notizbüchlein ist mir auf diesem gern begangenen Wege Trittstein, Kompass, Talisman, Miniatlas, Fernglas, Ideenspiegel, Denkspazierstock und Reservehirnhälfte. Der Rechner, der mir das alles kann, Auge und Hand erfreut und dann auch noch in meine Manteltasche passt, der muss erst noch geschraubt werden.

